

Zukunft und Zusammenkunft

Um 1900 entstand in der Schweiz das Syndrom der Überfremdungsangst. Gottfried Keller legte schon Jahrzehnte vorher die Konfusion um die nationale Identität offen, die bis heute anhält. Zu diesem Thema sprach gestern der Historiker Jakob Tanner an einer SP-Veranstaltung auf der historischen Holzbrücke in Turgi AG. Seine Rede im Wortlaut

VON JAKOB TANNER*

Auch ich begrüße alle auf dieser Brücke Anwesenden – und beginne meine Überlegungen mit einer kleinen Analytik dieser technischen Konstruktion. Die Brücke ist eine Funktion. Sie funktioniert auch dann, wenn wir sie gar nicht wahrnehmen. Strassen und Schienen erstrecken sich über manche Brücken, die bei der Durchfahrt schlicht übersehen werden. Hauptsache, das Terrain ist flach. Unwillentliches Stehen auf einer Brücke ist das Gegenteil einer funktionalen Bewegung, eine Panne also, eine Dysfunktion. Es gibt ein Drittes, und das ist hier – und jetzt der Fall: das willentliche Stehen – oder Sitzen – auf einer Brücke. Das ist eine Reflexion. Das vorsätzliche Verweilen an einem Ort der Bewegung lädt dazu ein, sich Gedanken zu machen zum Überqueren und Übersetzen. Hier lässt sich über eine Gegenwart reflektieren, die einem massiven Problemdruck ausgesetzt ist. Das ist nicht auf diesen Moment beschränkt, denn das Bild der Brücke hilft immer, den Horizont des Heute in Richtung Zukunft zu überqueren.

Die Brücke ist ein starkes Symbol. Der Soziologe Georg Simmel hatte sie zu Beginn des 20. Jahrhunderts in einem Aufsatz «Brücke und Tür» kulturwissenschaftlich durchleuchtet. Brücken sind für Simmel Manifestationen «menschlichen Verbindungswillens». Dieser beruht auch auf gemeinsamen Überzeugungen und geteilten mentalen Modellen. Als wirksamster imaginärer Vergemeinschaftungs- und Mobilisierungsfaktor erwies sich im 19. Jahrhundert die Nation. Als «vorgestellte Gemeinschaft» setzte sie starke emotionale Kohäsions- und Loyalitätskräfte frei, die allerdings systematisch auf dem Trennenden und auf Grenzen aufbauten. Jede Nation sieht sich als begrenzt und als souverän. Das nationale «Wir-Bewusstsein» speist sich aus Kollektivstereotypen von anderen, die nur allzu rasch als Bedrohung und als Feinde erschienen und erscheinen. So entstand in der Schweiz um 1900 das bis heute virulente Syndrom der Überfremdungsangst.

Es gab aber eine Zeit, in der die Tür zur Schweiz weit offen stand. Während der Phase der Regeneration, also ab den 1830er-Jahren, und auch im ersten halben Jahrhundert des 1848 gegründeten Bundesstaates fungierte sie als internationale und europäische Drehscheibe für liberale, sozialistische, kommunistische und anarchistische Utopisten und Zukunftsdiskurser, von Giuseppe Mazzini über Wilhelm Weitling bis zu Michail Bakunin, der einmal in einem Sympathiehöhenflug für sein Gastland schrieb: «Unbedingt notwendig ist die Zerstörung aller Staaten mit Ausnahme der Schweiz.» Da hatte er eine kleine, liberale, radikale, auf Personenfreizügigkeit und Gedankenfreiheit gegründete Republik im Auge.

Einen eindrücklichen Einblick in das politisch Imaginäre des jungen Bundesstaates gibt Gottfried Kellers Jugendroman «Der grüne Heinrich» aus der Mitte der 1850er-Jahre. Keller, hauptberuflich beziehungsweise nebenbei auch noch Zürcher Staatsschreiber, verband seinen fulminanten Einsatz für eine liberale Schweiz mit einem militanten Freiheitsinternationalismus, was ihn in den 1860er-Jahren dazu brachte, unter Berufung auf Wilhelm Tell Waffen für die demokratischen Freiheitskämpfer im Polnischen Aufstand zu fordern. Im genannten Jugendwerk Kellers hat Heinrich, der Hauptprotagonist, einen «Heimtraum». Er reitet auf seinem Pferd, einem sprachbegabten Goldfuchs, nach Hause, und findet die alte Holzbrücke, über die ihr Weg führt, in eine «niedrigewesene Prachtbrücke» verwandelt.

In der weiten Brückenhalle sieht er «die Wände mit zahllosen Malereien bedeckt, welche die ganze Geschichte und



Igel-Mentalität: Die Schweiz während des Zweiten Weltkriegs.

KEYSTONE/MUSEUM BL/THÉODOR STRUBIN

alle Tätigkeiten des Landes darstellen». Und dann weiter: «Das ganze abgeschiedene Volk war sozusagen bis auf den letzten Mann, der soeben gegangen war, an die Wand gemalt und schien mit dem Lebendigen, das auf der Brücke verkehrte, eines zu sein; ja manche der gemalten Figuren traten aus den Bildern heraus und wirkten unter den Lebendigen

«Nun möchte ich wohl wissen, was das für eine muntere Sache ist!» summte ich in mich hinein, und das Pferd antwortet auf der Stelle: «Das nennt man die Identität der Nation!»

In Kellers Roman folgt nun eine Disputation zwischen dem Träumer und seinem genialen sprechenden Pferd: Fragt der Reiter; «Nun sage mir, du weiser Salomo! Heisst eigentlich die Brücke die Identität oder die Leute, so drauf sind? Welches von beiden nennst du so?» – «Beide zusammen sind die Identität, sonst spräche man ja nicht davon!» – «Der Nation?» – «Der Nation, versteht sich!» – «Also ist die Brücke auch eine Nation?» – «Ei, seit wann», rief das Pferd unwillig, «kann denn ein Vehikel, so schön es ist, eine Nation sein? Nur Leute können eine sein, folglich sind es die Leute hier!» – «So! Und doch sagtest du soeben, die Nation und die Brücke machen zusammen eine Identität aus!» – «Das sag ich auch und bleibe dabei!»

Gottfried Keller entfaltet in diesem Dialog ganz wunderbar die Konfusion um nationale Identität, die bis heute anhält. Fiktionen und Fakten gehen kunterbunt ineinander über, auf den Brettern der Brücke vermischen sich Vergangenheit und Zukunft, und auf die Frage, was denn zu dieser Identität dazugehört, gibt es nur eine widersprüchliche Antwort, was der Goldfuchs sofort be-

greift, während der träumende Reiter dafür etwas länger braucht.

Diese Brücken-Geschichte verweist auf den basalen Sachverhalt, dass die Menschen immerzu produktive Fiktionen benötigen, um die Gesellschaft, in der sie leben, auszuhalten und zu gestalten. Zukunftsvorstellungen prägen das Gegenwartserleben mit und werden ihrerseits durch Geschichtsbilder beeinflusst.

Es war die Aufklärung des ausgehenden 18. Jahrhunderts, die der verzeilichten Utopie als eines «Noch nicht» auf die Sprünge verhoffen hatte. Wer Utopien anhängt und davon ausgeht, es gäbe Alternativen zu dem, was ist, lebt in andern Erfahrungsräumen und verfügt über andere Erwartungshorizonte als jene, für die Veränderungen nicht vorstellbar sind, sei es, dass sie die Welt als gottgegebene Ordnung betrachten oder aber als naturhaften Sachzwang.

Für die Linke waren Utopien von Beginn an ein Lebenselixier, denn schliesslich strebte sie, über alle ideellen Differenzen hinweg, eine Gesellschaft an, die es noch nicht gab. Innerhalb des Frühsozialismus und in demokratischen Bewegungen existierte eine enorme Bandbreite gesellschafts-utopischer Entwürfe und von Visionen eines Zukunftsstaates. Das versetzte die Kräfte des Status quo – also jene, die ihre Macht und ihr Eigentum

verteidigten – in vielerlei Ängste. Kritik kam aber auch von links. Karl Marx und Friedrich Engels behandelten Zukunftsfantasten despektierlich und schrieben gegen ihr Wolkenkuckucksheim an. Engels veröffentlichte 1880 den Aufsatz «Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft», in dem er dem Ideenzauber irrlichtender Sozialutopisten den wissenschaftlichen Materialismus und den Willen zur «Enthüllung des Geheimnisses der kapitalistischen Produktion» entgegensetzte.

Diese Haltung plausibilisierte den Klassenkampf. Seit den 1890er-Jahren sah die programmatisch sich am Marxismus orientierende organisierte Arbeiterbewegung im Kapitalismus eine elementare Störung des gesellschaftlichen Zusammenwirkens. Der Antagonismus von Kapital und Arbeit wurde politisch als Klassengegensatz gefasst. Schwebten frühsozialistischen und demokratischen Exponenten noch sozialharmonische Lösungen der sozialen Frage vor, so wurde nun der Klassenkampf propagiert. «Alle Räder stehen still, wenn dein starker Arm es will», lautete die Parole, oder auch: «Ihr da oben, wir da unten».

Die Integrationsstendenz in den bürgerlichen Staat blieb jedoch gerade in der Schweiz wirksam. In der Prosperitätsphase der antikommunistischen Nachkriegszeit schwenkte die sozialdemokratisch-gewerkschaftliche Linke auf eine Politik der Sozialpartnerschaft, des Arbeitsfriedens und einer reformerischen Politik der kleinen Schritte im Rahmen einer alles überwältigenden Konkordanzdemokratie ein. Sie war daran, die Utopie zu verlernen.

Es war die 1968er-Bewegung, die erneut einen utopischen Überschuss in das Linke Bewusstsein einfügte. Wenige Jahre später wurde allerdings der progressive Elan durch eine prononcierte Fortschrittskritik irritiert und überschattet. Seither stellt sich – und dies bis heute! – die Frage, wie soziale Bewegungen und linke Parteien eine fortschrittliche Politik entwickeln und mehrheitsfähig machen können, die auf die Probleme eines digitalen Kapitalismus und einer zunehmenden sozialen Ungleichheit im Weltmassstab politischen brauchbare Antworten weiss. Genauso jene, welche Utopien als ideologisches Teufelswerk ablehnen, gilt es darauf zu beharren, dass die faszinierende Dynamik der Moderne schon immer durch handlungsrelevante Projektionen und Projekte, das heisst auch durch Vorstellungen der Zukunft, vorangetrieben wurde.

Doch wie können die Utopien des 21. Jahrhunderts aussehen? Zwei Punkte sind hier entscheidend. Erstens haben wir «den Fortschritt» als eindimensionalen Kollektivsingular und allumfassendes Erlösungsversprechen definitiv hinter uns. Vor uns liegt die Aufgabe, im gesellschaftlichen Labor, in dem wir leben, eine breite Diskussion über das, was «fortschrittlich» heissen soll, auszulösen. Dabei muss es gelingen, komplexe ökologische, soziale, wirtschaftliche und technische Entwicklungen aufeinander zu beziehen und zu gestalten.

Zweitens ist die Zeit der Super-Utopien, die nach der Devise «umso schlimmer für die Wirklichkeit von oben exekutiert werden, seit dem Ende des Kalten Krieges irreversibel abgelaufen. Was wir heute benötigen, sind experimentelle Zukunftsentwürfe, die sich in demokratisches Entscheidungsverfahren und pragmatisch kontrollieren lassen. Um sich diese anspruchsvollen Aufgaben zu vergegenwärtigen: Dafür ist die offene Reflexion auf einer luftigen Brücke ein guter Ort.

* Jakob Tanner ist der wohl bekannteste Schweizer Zeithistoriker. Sein Buch «Geschichte der Schweiz im 20. Jahrhundert» erscheint in diesen Tagen im Verlag C. H. Beck, München, Fr. 52.–.